

Tilman Tarach: Teuflische Allmacht. Über die verleugneten christlichen Wurzeln des modernen Antisemitismus und Antizionismus. Edition Telok, Berlin/Freiburg im Breisgau 2022, 224 S., 14,80 Euro

Nicht nur von Einzelpersonen wird mitunter gesagt, sie sähen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Auch bei Gesellschaften kann es vorkommen, dass ihnen das Offensichtliche verborgen ist, dass sie es nicht erkennen – beziehungsweise nicht wahrhaben wollen. Es gehört zur Allgemeinbildung zu wissen, dass der moderne Antisemitismus christliche Wurzeln hat. Dass Deutschland bis in die Gegenwart christlich geprägt ist, sollte eigentlich nicht zu übersehen sein: Die CDU trägt die christliche Identität im Namen, in jeder deutschen Stadt steht mindestens eine Kirche, der Kalender und die Feiertage verweisen auf diese religiöse Tradition. Trotzdem ist der christliche Antisemitismus in den öffentlichen Debatten der vergangenen 20 Jahre selten Thema gewesen. Der Fokus lag viel häufiger auf der Judenfeindschaft unter Muslim:innen oder innerhalb der politischen Linken. Dass sich die Debatten eher darum drehen, liegt unter anderem daran, dass bereits die Existenz einer antisemitischen Tradition im Islam oder eines linken Antisemitismus bestritten wird. Die Existenz eines christlichen Antijudaismus würde niemand bestreiten.

Aber, darin ist Tilman Tarach zuzustimmen, eine „Aufarbeitung des christlichen Antisemitismus“ steht noch aus. Denn „Aufarbeitung“ würde mehr bedeuten, als die Geschichte zu kennen. Es würde einschließen, begangenes Unrecht zu sühnen, zu versuchen, Fehler wiedergutzumachen, soweit das möglich ist, und die Schuld nicht bei anderen zu suchen. Das würde ein reumütiges Eingeständnis oder zum Beispiel eine „selbstkritische Stellungnahme der Jesuiten“ voraussetzen (S. 103). Für Tarach ist sogar die in der Antisemitismusforschung übliche kategoriale Unterscheidung zwischen dem christlichen Antijudaismus und dem modernen Antisemitismus Teil des Problems, oder, wie er schreibt, sie gehört zur „Entlastungsstrategie einer christlich sozialisierten Gesellschaft“ (S. 134).

An einer anderen Form der Entlastungsstrategie wirken die beiden christlichen Kirchen, insbesondere in der Beschäftigung mit der Nazi-Vergangenheit, aktiv mit, wenn sie die ungeheuren Verbrechen als die Taten von „Gottlosen“ darstellen. Die vatikanische Historikerkommission, einberufen 1987 von Papst Johannes Paul II., kam Ende der 1990er Jahre zu dem Ergebnis, die Shoah sei „das Werk eines typisch modernen neuheidnischen Regimes“ gewesen (S. 188).

Es ist ein Leichtes, solche Vorstellungen zu widerlegen. Die meisten NSDAP-Mitglieder waren zugleich Mitglieder einer der beiden christlichen Kirchen. Zwar gab es insbesondere innerhalb der SS den Versuch, an die Stelle des Christentums „eine germanisch-mystische Gottgläubigkeit zu installieren“.¹ Aber Adolf Hitler hatte seinem Publikum schon 1923 versprochen, dass sich die nationalsozialistische Bewegung für die „Durchsetzung des Christentums“ einsetzen und die Spaltung „zwischen Katholiken und Protestanten“ aufheben werde (S. 31). Wenige Monate nach der Machtübernahme verkündete er, der neue Nazi-Staat habe die atheistischen Gruppierungen aufgelöst, die „Gottlosenbewegung“ sei „ausgerottet“ (S. 198). 1937 erklärte Heinrich Himmler, Mitglieder der von ihm geführten SS dürften zwar entscheiden, ob sie in der Kirche sein wollen oder nicht. Aber: „Es steht dem SS-Mann

¹ Peter Reichel: Der schöne Schein des Dritten Reichs. Faszination und Gewalt des Faschismus, Frankfurt am Main 1993, S. 227.

allerdings nicht frei, Atheist zu sein; dies ist die einzige Welt- oder Religionsanschauung, die in der SS nicht geduldet wird.“ (S. 194).

Die Dialektik der Aufklärung zeigt sich eben auch bei den christlichen Wurzeln des Antisemitismus. Einerseits emanzipierte sich die Judenfeindschaft mit der Aufklärung mehr und mehr von religiösen Begründungen. Andererseits sind, wie Tarach in *Teuflische Allmacht* zeigt, die antijudaistischen Stereotype – der „Kinds-“ oder „Gottesmörder“, der „Brunnenvergifter“, der Agenten des „Teufels“ – bis heute virulent. Auch die nationalsozialistischen „Nürnberger Rassegesetze“ griffen zur Bestimmung, wer in Nazi-Deutschland als „Jüdin“ oder „Jude“ zu gelten habe, letztlich auf die Eintragungen in den Kirchenbüchern zurück (S. 108). Denn obwohl nach der Ideologie der NSDAP das „Jüdische“ als vererbt galt, war in letzter Instanz entscheidend, welcher Konfession die Großeltern angehangen hatten. Es ist plausibel, wie Tarach davon auszugehen, dass viele Deutsche vor und nach 1933 für den Nazi-Judenhass empfänglich waren, weil ihre christliche Tradition immer schon gegen das Judentum gerichtet war. Tarachs These allerdings, die Shoah sei „nur möglich“ gewesen, weil die nichtjüdischen Deutschen sowie ihre europäischen Helferinnen und Helfer von einer „Ur-Schuld der Juden“ überzeugt waren, müsste erst durch eine feine Analyse privater Quellen aus dem Vernichtungskrieg belegt werden (S. 137). Gerade das wird schwierig. Denn der Nazi-Antisemitismus überlagerte die alte christliche Feindschaft und macht sie dadurch schwer erkennbar, und vielen war ihre christliche Prägung gar nicht bewusst.

In diesem Zusammenhang erinnert Tarach daran, dass Martin Niemöller, der seit 1938 in den KZ Sachsenhausen und Dachau inhaftiert war und dessen heute vor allem als oppositioneller Pastor gedacht wird, 1920 dem antisemitischen Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund beigetreten war (S. 184).

Die christliche Rechte inszeniert sich heute, wie die AfD, gern als projüdisch und proisraelisch. Doch, so Tarach: „Christliche ‚Zionisten‘“ haben „kein Interesse an einem sicheren Israel“. Ihr „Heilsplan“ sehe vor, dass Jesus nach Jerusalem zurückkehre, sobald sich alle Jüdinnen und Juden dort versammelt hätten, und seine Schäfchen zu sich hole. Natürlich sind das in erster Linie die Christinnen und Christen. Doch „ein Drittel der Judenheit“, so die Gewissheit, würde Jesus als Messias „anerkennen“, das heißt zum Christentum konvertieren, und dürfte deswegen „gerettet werden“. Wegen dieser Endzeitphantasie hätten christlich-fundamentalistische Gruppen, in den USA wie in Europa, kein Interesse an einem Frieden im Nahen Osten. „Jedes Aufflammen des Konflikts mit der arabischen Seite erscheint ihnen als Erfüllung religiöser Prophezeiungen und als Zeichen der Hoffnung.“ (S. 142)

Nach christlichen Vorstellungen ist der sogenannte Nahe Osten eben eigentlich nicht jüdisch. Am Tag der israelischen Staatsgründung gab der Vatikan in seiner Tageszeitung *L'Osservatore Romano* bekannt, das „Heilige Land und seine heiligen Stätten“ gehörten „dem Christentum, dem Wahren Israel“ (S. 148). Erst 1994 hat der Vatikan den jüdischen Staat „diplomatisch anerkannt“ (S. 113). Bis ins 19. Jahrhundert mussten im Kirchenstaat Jüdinnen und Juden „den gelben Schandfleck tragen“ (S. 129). Die Existenz des Judentums wird „als gelebte Infragestellung des Christentums wahrgenommen“ (S. 124). In der Erklärung *Wort zur Judenfrage der Bruderrats der Bekennenden Kirche* hieß es im April 1948, „die stumme Predigt des jüdischen Schicksals“ diene „uns zur Warnung“, den Jüdinnen und Juden aber „zur Mahnung, ob sie sich nicht bekehren möchten“ (S. 183).

Auch das, was in Deutschland gern als islamistischer Antisemitismus wahrgenommen wird, hat mitunter christliche Wurzeln. Die Gründer der Popular Front for the Liberation of Palestine, Wadi Haddad und George Habasch, waren christlich-orthodox. Nachdem ein Mitglied der PFLP 2019 die 17-jährige israelische Schülerin Rina Scherb ermordet hatte, sprach die Bundestagsfraktion der AfD von „radikalislamischem Terror“ (S. 156). Der Attentäter gehörte jedoch zu den christlichen Mitgliedern der PFLP.

Doch auch hier ist eine klare Unterscheidung nicht mehr leicht. Denn seit mehr als 100 Jahren adaptierten religiöse wie politische Oberhäupter – wie Mohammed Amin al-Husseini, bis in die 1930er Jahre Großmufti von Jerusalem – die ursprünglich christlichen Stereotype in ihre ablehnende oder feindliche Haltung der „Juden“. Als Mahmud Abbas 2016 im Europäischen Parlament behauptete, „israelische Rabbiner“ hätten von der israelischen Regierung gefordert, „das Wasser zu vergiften, um Palästinenser zu töten“, und Applaus erhielt, knüpfte er an das Jahrhunderte alte Stereotyp der „Brunnenvergifter“ an (S. 177).

Auf etwas mehr als 200 Seiten lassen sich die tiefen christlichen Wurzeln des Antisemitismus nur andeuten. Manche Aussagen in *Teuflische Allmacht* sind verkürzt, zum Beispiel, dass „viele“ Nazis das Impfen als „jüdisch“ angesehen hätten (S. 87). In *Immunisierte Gesellschaft. Impfen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert* zeigt Malte Thießen, dass entgegen den vielen Neonazis, die heute bei den Coronaleugnern mitlaufen oder bei diesen Aufmärschen sogar den Ton angeben, die NSDAP ein pragmatisches Verhältnis zum Impfen hatte. So gab es mit Julius Streicher und Heinrich Himmler zwar prominente Impfgegner in der NSDAP-Führung. Aber die „Wachmannschaften in Konzentrations- und Kriegsgefangenenlagern“ wurden bei der Impfung gegen Fleckfieber „ebenso bevorzugt wie ‚Einsatzgruppen‘“, die für die Vernichtungspolitik „verantwortlich“ waren.²

Auf der anderen Seite gäbe es noch viel nachzutragen. 2014 hielt Jürgen Elsässer in Berlin eine Rede bei den sogenannten Mahnwachen. Diese Rede sorgte für eine größere Aufmerksamkeit, denn Elsässer operierte hier mit zahlreichen antisemitischen Anspielungen, ohne gerichtlich belangt zu werden. Zudem rief er zur Querfront auf: Die Unterscheidung von „Links und Rechts“ bestehe nicht mehr, mittlerweile gebe es in der Gesellschaft nur noch die „Spaltung“ zwischen den „99 Prozent der Ehrlichen und Arbeitenden“ und dem „eine[n] Prozent der internationalen Finanzoligarchie“.

Über diese „Finanzoligarchie“ sagte Elsässer noch etwas: Sie habe „keine Religion“, ihre Köpfe „beten weder zu Gott noch zu Jahwe noch zu Allah, sie huldigen nur einem einzigen Götzen, nämlich dem kalten Mammon“.

Ein anderes brisantes Thema berührt Tarach leider nur in einer Fußnote. 2020 ist viel über den Israelhass des kamerunischen Historikers Achille Mbembe gestritten worden. Insbesondere diejenigen, die sich auf Mbembes Seite stellten, stellten ihn als Vertreter des Globalen Südens dar, als Afrikaner, als Bürger postkolonialer Gesellschaften. Was hingegen kaum eine Rolle spielte: Mbembe hat eine christliche Erziehung genossen, er ist

² Malte Thießen: *Immunisierte Gesellschaft. Impfen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2017, S. 171.

Dominikanerschüler (S. 53).³ Es wäre spannend, die Mbembe-Diskussion noch einmal unter diesem Blickwinkel zu betrachten.

Olaf Kistenmacher

³ Alex Gruber: Speerspitze des postkolonialen Antisemitismus. Achille Mbembes ›Nekropolitik‹ als Handreichung für deutsche Erinnerungskultur, in: *Sans phrase* 17, 2020/21, S. 5–25, hier S. 21.